

Christoph Janacs

draußen die Nacht in uns

GALILEO

Nacht.
ein Haus. im Haus
ein Raum. im Raum
ein Tisch. auf dem Tisch
ein Buch, daneben ein Globus.
darüber (du könntest hinausgehen und
nachsehn, bleibst aber sitzen) der Mond.
nichts redet von Finsternis. nichts redet dir Finsternis
aus

Der Mensch: ein kurzes Aufblitzen in der Nacht des Universums, geboren „rittlings über dem Grabe“ (wie Beckett sagt), und doch der bewussten Teilhabe an der Unendlichkeit fähig. In Christoph Janacs' neuestem Gedichtband ist der Tod als das Nichtfassbare das Zentrum, um das die einzelnen Texte sich drehen wie ein Kreisel um seine Achse. In einer Vielfalt lyrischer Formen (von Sentenzen bis zum Strophengedicht) und auf verschiedenen Wegen der Annäherung sind diese Texte eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Tod und den Fragen, die er auslöst. Düstere Texte? Nein, vielmehr: erhellendes Dunkel. Denn wer sich dem Schmerz, der den Blick weitet, stellt, für den wird die irisierende Nacht zu einer Zeit der Erkenntnis, die unsere Existenz in ihren Paradoxien erfasst.

Christoph Janacs legt mit „draußen die Nacht in uns“ einen symmetrisch komponierten, in sich verwobenen Gedichtband vor, der explizit wie auch verdeckt vielfach auf Dichterkollegen Bezug nimmt.

Christoph Janacs, 1955 in Linz geboren, lebt in Niederalm bei Salzburg. Veröffentlichungen von Lyrik, Prosa, Essays und Übersetzungen (aus dem Spanischen und Englischen); Lehraufträge an der Universität Salzburg; diverse Preise, u.a. Rauriser Förderungspreis (1988), Stefan Zweig-Preis (1992), Prosapreis der Städte Hall und Brixen (1999).

Bisherige Buchpublikationen:

Schweigen über Guernica, 1989
Das Verschwinden des Blicks, 1991
Stazione Termini, 1992
Nichtung, 1993
Der abwesende Blick, 1995
Templo Mayor, 1998
Brunnennacht, 1999
Šumava, 2000
Tras la ceniza/Der Asche entgegen, 2000
Aztekensommer, 2001

Der Gesang des Coyoten, 2002

Christoph Janacs, *draußen die Nacht in uns*. Gedichte

Originalausgabe

136 Seiten, gebunden; Fadenheftung, Lesebändchen

Limitierte, nummerierte und signierte Auflage von 500 Exemplaren

ISBN 3-902113-11-1 € 20,- / sfr 34,-

Pressespiegel

Am Grund der Bilder / Zu Christoph Janacs' neuen Gedichten

„Keine düsteren Texte“, verspricht uns der Klappentext, „vielmehr: erhellendes Dunkel“. Das ist ein Oxymoron und spielt vielleicht auf den Topos vom „dunklen Licht“ an, auf eine Erkenntnis also, die sich nicht der Sonne (der Aufklärung) verdankt. Aber wir sollen und wollen ja nicht Klappentexte interpretieren, selbst wenn sie sich dunkel geben. Zunächst fällt auf, wie sehr sich Christoph Janacs bemüht, seinem Leser entgegenzukommen. Es gibt gut gesetzte Zäsuren und Aufteilungen in Großgruppen und eine Zahl von Anmerkungen, die freilich keine hohe Meinung von Lyriklesern haben: Dass Ursula Krechel und Friederike Roth jeweils (erhellend?) als „deutsche Lyrikerin“ vermeldet werden, mag noch hingehen, auch wenn es unwahrscheinlich ist, dass die ihnen entliehenen Motto-Zitate aus dem Geschäftsleben oder vom Zirkus stammen. Pasolini, Rilke („deutschsprachiger Dichter“), Galilei oder Ilse Aichinger könnte man gewiss dem Lexikon überlassen - also: zuviel des Guten. Das gilt auch für die Verliebtheit in die barocke Motto-Mode - es dauert ein Weilchen, bis man bei einer Janacs-Zeile gelandet ist: Seite 17, Mitte. Immerhin, uns erwartet ein starker Beginn: „Gesang der Türme“, fünfteilig, für P. P. Pasolini, und das diesem entlehene Motto ist ein höchst anrührender Satz: „Die Welt will mich nicht mehr, aber sie weiß es nicht.“

Die Gedichtfolge ist musikalisch gebaut, nimmt die Evolution von Geschichte, Subjekt und Poesie zusammen und bildet sie formal ab. Nicht-Reflexivität, Nicht-Entfaltung in die Zeit stehen am Anfang (1), was aber nicht als defizient gewertet wird: „Noch zögert der Körper, Zukunft zu sein, verharrt in der verknoteten Nacht, erwartet der Blitz, dass er ist...“ Nachlässig organisierte Langzeilen, die das Raffinement von Versen verschmähen, keine Grenze kennen. Das wird anders, wenn Natur zur Landschaft, also gestaltetes Gegenüber wird: „Gesang der Türme/ (die Melodie deines Landes)“, das verweist auf Kultur, Gedächtnis, Schrift, was in den Strophen 2-4 die reimlose Terzine regieren lässt und das Bild privilegiert: so „erscheint die Welt in einem Tropfen Tau“. Erkenntnis und Geschlechtlichkeit werden nach biblischer Tradition aufeinander bezogen. Der „Lust, erkannt zu haben“ (3), wird als Konsequenz die Verödung der Erde (4) zugewiesen. Die Langzeilen am Schluss (5), „im Landstrich ohne Gedächtnis“, zitieren formal den Anfang, lassen jede Versöhnungsdialektik auflaufen: „Erde, vom Himmel befreit: verscharrt ist die Zeit. Schweigen / wächst // nichts lärmt mehr“. Der Zyklus als Kyklos, eine Gedichtform, worin das Ende den Anfang zitiert, ist hier (wie bei Kafka: „Du musst nur die Laufrichtung ändern“) kulturkritisch eingesetzt. Doch geschieht das nie „argumentativ“, bleibt ganz im Hintergrund, am Grund der Bilder. Vor allem haben wir hier großartige Lyrik, die nicht stochert und stöckelt, sondern deren Rhythmen und Fügungen etwas vom Fließen der Sprache unter der Sprache wissen. Man lese „Alfonsina“ oder „Heu“. Gekonnt auch die Selbstkorrekturen: „Schmerzende Stille der Nacht“, man denkt: muss das sein, da folgt schon, es geht

um einen Tod, „schmerzende Stille in der Nacht“, ein humanisierender Abschied von der als zu billig empfundenen Genitivmetapher.

Der zweite Teil bringt in dreißig (kurzen) Abteilungen eine „Elegie“ auf den Vater, dessen mächtiger Schatten beschworen und schließlich zugelassen wird: „verfugt ist die Zeit“. Die titel spendende Textgruppe (III) sammelt Gedichte zum Thema Nacht/Himmel/Sprache. Dem anfangs schon angedeuteten Konzept eines Verstehens vor der Sprache (wie es auch in der Lyriktheorie von Julia Kristeva entwickelt ist) gelten einige Texte, die zu direkt aus der neuen Philosophie übersetzt scheinen. Authentisch poetisch und sorgsam gefügt die Nachtgedichte für René Char und Bashō - sie dürften einen Höhepunkt der deutschsprachigen Haiku-Kunst bedeuten. Welche Botschaft: „wir werden leben: / nicht trostlos, nur ohne Trost/ und ungetröstet“. Geistreich und immer bedeutungsvoll werden Formen etwa der barocken Lyrik reaktiviert, wie sie vor allem in der politischen Lyrik überlebt haben, etwa die Verknüpfung von Lakonismus und gradatio/Klimax (Zeilenverknüpfung durch Wiederholung) in „Galileo“, was eine großartige, eine überbietende Pointe ermöglicht: „nichts redet von Finsternis. nichts redet dir Finsternis aus“.

Im Zyklus „Finisterre“ (IV) ist die Erlösung aus der Umarmung der Form das beherrschende Thema, jene thalassale Regression, von der schon Benn schwärmte. Das zentrale Thema, ob eine Versöhnung von Himmel und Erde, die heilige mythische Hochzeit/ der hieros gamos, noch möglich sei, wird (endlich!) nicht-nostalgisch beantwortet: sie sei nicht nötig: „wir können leben / ohne den Trost des Himmels“. Das bedeutet auch eine neue Freiheit für das poetische Bild, das fürderhin kein Gleichnis mehr sein kann: „alles verweist nur noch auf sich selber / nichts ist mehr / Metapher“.

Dass die Poetologie dieser Verse, das Durchsichtigmachen von (absoluten) Metaphern, das Öffnen des hermetischen Sprechens, ohne einen hohen Ton gleich preiszugeben, auch politisch motiviert ist, zeigt sich im Schlussteil (V), den Janacs mit „Gespräch mit den Schatten“ überschrieben hat. Die „Sentenzen für Ernst Wangermann“, den großen, marxistisch inspirierten Historiker in Salzburg, sinnen dem nach, was es heißen kann, „der eigenen Spur“ zu folgen, wo die Zeit keine Antworten mehr verträgt - Langverse, die an Heiner Müller, wo er gut ist, erinnern, auch an Fried („Reich der Steine“, 1963), wenn der Schluss der „Sentenzen“ lautet: „wir werden zurückkehren ins Dasein der Steine, doch mit dem Wissen um Wachstum“. Auch die schönen Verse für Octavio Paz („Von einem Garten“) enden mit einer von Fried geliebten rhetorischen Figur, und warum soll man die nicht auch in einer Rezension benennen, wenn man sie zufällig kennt: Die Anadiplose (gradatio, Klimax) meint, dass das Schlusswort einer Zeile den Anfang der nächsten bildet, also eine Verkettungstechnik. Die Anapher, die Wiederholung von Worten in Anfangsstellung, gibt diesen einen besonderen Rang. Der Kyklos verschränkt Anfang und Ende ineinander und relativiert (möglicherweise), was dazwischen steht. Das alles finden wir in den drei Zeilen, mit denen der Gruß an Paz schließt:

„die Welt / zerbricht an den Dingen / die Dinge / brechen am Wort / das Wort / zerbricht an der Welt“
Halten wir uns an die Lesart „Kyklos“, so kommen wir auf die Tautologie „Welt-Welt“, wozu sich der Lobpreis der Immanenz fügen lässt, der auch in diesen Gedichten vorkommt, und vielleicht muss dann auch das Zerbrechen nicht nur nostalgisch gelesen werden.

Alexander von Bormann, Literatur und Kritik, März 2003